Nr. 295. 4. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2616) ohne Bringegeld vierteljährlich ℳ 4,20; durch die Kolportöre wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: Otto Stolten in Hamburg.

Donnerstag, den 18. Dezember 1890.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt und Vermiethungsanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Hierzu eine Beilage.

Die Theologie im Kampfe wider die Sozialdemokratie.

„Stets war die Liebe, die Wahrheit, die Humanität, der Geist der Universalität auf Seiten des wissenschaftlichen, — der Haß, die Lüge, die Intrigue, die Verketzerungssucht, der Geist der Partikularität auf Seiten des theologischen Mannes.“
Feuerbach.

I.

□ Unsere Leser wissen: die Theologie macht mobil gegen die Sozialdemokratie. Die geistlichen Oberen sowohl im protestantischen wie im katholischen Lager rufen ihre Untergebenen auf zum Kampfe, zum großen „Kreuzzuge wider die soziale Revolution“. Sie wetteifern förmlich, den grimmen Feind und die Gefahren, die er droht, möglichst graufig zu schildern. So haben dieser Tage etliche General-Superintendenten des Konsistorialbezirks Kassel an die Geistlichen eine Ansprache erlassen, in welcher es u. A. folgendermaßen heißt:

„Eine mächtige und wohlorganisirte Partei hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Massen unseres Volkes unter Vorspiegelung einer erträumten irdischen Glückseligkeit zur Empörung wider alle göttliche und menschliche Ordnung zu verführen, und verfolgt dieses Ziel mit der klaren Erkenntniß, daß es nur dann zu erreichen ist, wenn es ihr gelingt, Gottesfurcht und Gottesglauben in den Herzen zu zerstören.

„Es ist bekannt, daß die Geister der Verführung es jetzt grade auf das Landvolk abgesehen haben und mit dem Eifer des Fanatismus und der Aufwendung großer Mittel und Kräfte planmäßig darauf hinarbeiten, grade in dem Landvolk dessen theuerstes Erbe: Glauben und Gottesfurcht, christliche Zucht und Sitte zu vernichten.

„Der Feind ist gerüstet und wird kein Mittel der List und Gewalt scheuen. Sind auch wir gerüstet, ihm zu wehren und unsere Gemeinden vor der kommenden Versuchung und in ihr zu bewahren?

„Vor Allem ist die Kirche vor dem falschen Schein zu bewahren, als stehe sie im Dienst der Reichen, der Hochgestellten, der Machthaber dieser Welt, und als suche sie in deren Interesse die Verbesserung der Lage des niederen Volkes zu verhindern. Die Kirche steht im Dienst eines höheren Herrn, — dessen, der arm ward um unseretwillen, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, um sie zu erquicken, der aber als der Sohn des heiligen Gottes dessen Ordnung aufrecht hält und gebietet, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

„Die Kirche hat nicht die Aufgabe, sozialpolitische Reformen zu machen, aber sie wird noch weniger gegen Reformen Partei ergreifen, welche des Volkes Lage verbessern und seine Lasten erleichtern sollen, sondern für jede gerechte Linderung alles Elends eintreten. Nicht gegen die Geringen und Armen will sie streiten für die Reichen und Mächtigen, sondern für das arme Volk gegen seine Verführer und Verderber, die es unter heuchlerischer Maske um seine Zufriedenheit und seinen besten Trost im Leben und im Sterben betrügen wollen, und es unter dem Versprechen einer irdischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in das Elend der ärgsten Knechtschaft und unausdenkliches Verderben führen würden. Was die Diener der Kirche treiben muß, jetzt auf der Wacht zu sein, ist die Liebe zu unserem Volke; und der brennenden Gefahr gegenüber thut brennende Liebe noth!“

Wahrhaftig, die theologische Phrase will wieder „in ihre Rechte treten“ gegenüber der immer mächtiger werdenden Herrschaft des Geistes einer neuen Zeit! Die Theologie glaubt, sie sei nun lange genug bei der Philosophie und dem Sozialismus in die Schule gegangen, um Beiden jetzt den Garaus machen zu können, dadurch, daß sie die Armen und Elenden der „christlichen Liebe“ versichert.

Daß die heutige Theologie es wagt, den Sozialismus hinwegekamotiren zu wollen, das ist ein Faktum, welches Todte vor Erstaunen wieder wachrufen könnte; denn diese Theologie hat das Bewußtsein ihrer Grund- und Bodenlosigkeit, sie hat das Bewußtsein, daß ihre nothwendige Stütze, ihre unerläßliche Voraussetzung, das „religiöse Bewußtsein“, im Herzen des Volkes unrettbar dem Verfalle überantwortet ist. Das ist jenes Bewußtsein, welches nicht etwa auf die ewigen Gebote der Vernunft und Gerechtigkeit, sondern auf das theologische Dogma sich stützt. Das wahre religiöse Bewußtsein, als das des Guten, des echt Menschlichen, hat mit diesem Dogma nichts gemein. So wahr sagt Kant: „Der Tod der Dogmen ist die Geburt der Moral.“

Aber so allmächtig und unabweisbar ist der Geist der neuen Zeit, die Wahrheit des Sozialismus, so einleuchtend ist seine Lehre, daß die bestehende Oekonomie der Gesellschaft nicht bleiben kann, daß selbst die Theologie, obwohl sie das Unbegreifliche zum Gegenstande hat, glaubt, helfend und rettend eingreifen zu müssen. Wenn Theologen mit der Feuerspritze heranrücken, dann fürchten sie gewiß für sich selbst und ihre Interessen die „brennende Gefahr“. Freilich, sie geben vor, „das arme Volk gegen seine Verführer und Verderber“ schützen zu wollen. Die Unwahrheit aber ist zu handgreiflich, zu plump, zu abgedroschen, um ernst genommen zu werden. Eine Theologie, die sich ihrer bedient, offenbart damit ihre absolute Unfähigkeit, die sozialen Thatsachen richtig zu beurtheilen und ihnen gerecht zu werden. Indem sie thöricht genug ist, dem echten, dem demokratischen Sozialismus sich unter der Maske einer sozialistischen Theologie gegenüberzustellen, wird sie sich selber ungetreu. Denn daß der wahre Katholizismus wie der wahre Protestantismus unfähig sind, sich ernstlich und erfolgreich um eine menschlich-vernünftige Einrichtung auf Erden zu bekümmern, bedarf keines Beweises mehr. Der katholisch wie der protestantisch Religiöse im wahrhaften Sinne des Wortes müssen es für die ärgste Todsünde halten, sich in die „göttliche Weltordnung“, die „göttlichen Rathschlüsse“ einzumischen, das irdische Leben für einen Selbstzweck zu erklären, dieses Leben „mit dem Stachel der Sünde“, wie die Theologie lehrt, das nur eine leidensvolle Vorbereitung für das bessere Jenseits sein soll. Und die Theologen des Katholizismus wie des Protestantismus, wenn sie mit dem sozialen Wohlergehen der Menschen sich befassen, sind heute, wie schon früher, wahre Abtrünnige von ihrer vermeintlichen göttlichen Mission.

Kein Mensch ist zum Atheismus behütlicher gewesen, als die Theologen selbst. Sie selbst haben dafür gesorgt, daß die Unvereinbarlichkeit der von ihnen willkürlich konstruirten religiösen Dogmen mit der Kulturentwicklung der Menschheit, mit der Vernunft, der menschlichen Freiheit, der sozialen Gerechtigkeit offenbar wurde. Der Atheismus ist die Frucht der Erkenntniß vom wirklichen Wesen der Dinge. Und diese Frucht ist älter, als der moderne Sozialismus.

Man darf nur niemals übersehen, daß, wenn die Theologen von einer Gottheit sprechen, sie damit die Grundlage ihres eigenen willkürlich geschaffenen Systems meinen. Alle religiösen Begriffe sind einzig auf die theologische Autorität gegründet. Diese Autorität verbietet die Prüfung ihrer Dogmen und will keine Verstandesthätigkeit gestatten; sie verlangt, daß man an Gott glaube und ihn verehre, so wie sie es vorschreiben. Seit Jahrtausenden haben die Theologen gewetteifert in dem Geschäfte, sich als die Inspirirten der Gottheit zu erweisen. Oft genug artete dieser Wetteifer in die entsetzlichsten Greuel aus. Millionen hat die Theologie „zur größeren Ehre Gottes“ gemordet, — sie, die als Polizei für die „göttliche Weltordnung“ sich gerirt!

„Der Name Gottes hat schon jeden Frevel
Mit Heil'genschein umstrahlt, — und doch ist er
Nur das Geschöpf der Menschen, die ihn ehren. —
Die Diener Gottes sah das Rachеschwert
Ich zücken, als die Gnade niederstieg,
Und, der Verheerung Werk zu heiligen,
Jedweden Frevels Trieb bestätigte.
Wahnwitzige Priester schwangen ob der Welt
Das unheildräuende Kreuz; die Sonne schien
Auf Ströme Blut's herab, vom blanken Stahl
Des Meuchelmords vergossen; jegliches
Verbrechen ward entsühnt vom Geist des Herrn.“ —

Das sind grausige Wahrheiten, die der englische Dichter Shelley in diesen Worten sagt. Und gleich als seien sie extra auf den Kampf der Theologie gegen die Sozialdemokratie gemünzt, muthen uns die folgenden an:

„Wie lächerlich des Priesters Dogmenschwall,
Wie leicht sein zürnender Vernichtungsfluch!
Und seiner Menschenliebe Heuchelei,
Die wechselnd jedem Druck der Zeit sich fügt —
Welch' off'ner Zug!“ —

Achtzehnhundert Jahre hindurch hat die christliche Theologie sich abgemüht, die Menschheit an ihre Dogmen zu ketten, damit sie wie der Sklave an der Galeere „verjährte Schuld mit jedem Ruderschlage wiederkäue.“ Aber die Menschheit hat die Fesseln zerbrochen; die Theologie führt in Wahrheit nur noch eine Scheinherrschaft über den Geist der Massen. Achtzehnhundert Jahre hat sie die „christliche Liebe“ gepredigt; aber Wirklichkeit ist diese Liebe nie geworden, weil sie nicht im Geiste der Gerechtigkeit, der sozialen Gerechtigkeit, gelehrt und geübt wurde. Dem arbeitenden Armen die Pflicht der Duldung und Demuth, dem die Früchte der Arbeit genießenden Privilegirten die Pflicht des Almosengebens — so hat die Theologie sich ihren „Sozialismus“ konstruirt. Und damit schleicht sie hinter der Kulturentwicklung her, um in ihr passend erscheinendem Augenblicke die Welt mit dem Geschrei von ihrer „göttlichen Mission“ gegen die „Verführer und Verderber“ zu erfüllen und ihre bankerotte Autorität auszuspielen.

Die Theologie lehrt einen „allmächtigen, allweisen und gerechten Gott, dessen Rathschlüsse unerforschlich“. Wir wollen diesen Glauben respektiren, wenn er ehrlich und aufrichtig, ein wirkliches religiöses Bedürfniß ist. Aber alles das ist er dann nicht, wenn irrende, sterbliche Menschen, die diesen Glauben vertreten, sich berufen erachten, der göttlichen Allweisheit, Allmacht und Gerechtigkeit zur Hülfe zu kommen und zu lehren, was Gott wohlgefällig ist und was nicht. Der metaphysische Begriff der Göttlichkeit in seiner ganzen Reinheit duldet kein theologisches System; ihm zufolge muß der Gläubige den Lauf und die Gestaltung der irdischen Dinge respektiren als dem Rathschlusse Gottes entsprechend. Das nicht zu thun, solche Dinge als der „Ordnung Gottes“ widerstrebend zu verdammen, das ist theologische Anmaßung, hinter der das theologische Herrschaftsgelüste, die Prätension der Autorität sich verbirgt.

Indem die Theologie vorgiebt, für einen Gott und seine Vollendung kämpfen zu müssen, kämpft sie in der That nur für ihre eigenen sehr greifbaren Interessen, die mit denen anderer Autoritäten solidarisch sind. Dabei macht sie sich des plumpen Betruges schuldig, daß sie ihre Gegner, Diejenigen, die ihr nicht frohnden im Banne ihrer Dogmen, als „schlechte“ und „verworfene“, der „ewigen Verdammniß überantwortete Kreaturen“ verketzert. Denn „gottlos“ sein, d. h. nicht glauben an die Dogmen der Theologie, das heißt für sie „schlecht“ sein.

Ach, wenn's dieser Glaube thäte, die Menschen müßten selbander leben wie die Engel im Himmel, denn sie haben ihm ja lange genug gehuldigt! Die Geschichte aber lehrt uns, daß die Menschen in demselben Maße schlechter, roher, unvernünftiger waren, je mehr sie unter der Herrschaft des religiösen Dogmas standen. Und niemals hätte die Menschheit fortschreiten können zu höherer Kultur, Gesittung, Freiheit, Gerechtigkeit, ohne beständigen Kampf gegen die Dogmen der Theologie, ohne steten Eingriff in die „göttliche Weltordnung“ der Theologen. Das frivole Wort, welches die heutige Theologie gegen die sogenannten „Verführer und Verderber“ des armen Volkes schleudert: „Sie wollen die göttliche Ordnung stürzen“ — dieses Wort des Fanatismus und der Heuchelei ist nicht neu. Es war das Urtheil für einen Sokrates, wie für Jesus von Nazareth und so viele andere edle Wahrheitskämpfer, die der Tyrannei der theologischen Selbstsucht zum Opfer fielen.

Heute kreuzigt man nicht mehr die „Verbrecher wider die Gottheit,“ aber man hetzt wider sie den religiösen Fanatismus auf, wo immer er verborgen sein möge.

Gemach, ihr Herren Theologen, der Plan wird nicht glücken! Räumen wir Sozialdemokraten gleich Jedem ein, daß seine Religion Privatsache sei, so werden wir doch nicht dulden, daß die Theologie sie mißbraucht gegen die Wahrheit und das Recht im sozialen Kampfe.

Diesen Mißbrauch soll die Theologie schwer zu bereuen haben; es ist der letzte entscheidende Schritt zu ihrem völligen Sturze. Wir die „Verführer und Verderber des armen Volkes“ werden demselben begreiflich machen, daß Theologie und wahre Moral und Gerechtigkeit himmelweit verschiedene Dinge sind!

Von der Weltbühne.

„Herde für die Reinkultur des Revolutionsbazillus“ — so hat die „Kreuz-Ztg.“ bekanntlich die Großstädte genannt. Einst führte man die Gründung der Städte auf Götter und Heroen zurück — heute wird angesichts des Wachsens der Großstädte, das die neueste Volkszählung wieder festgestellt hat, von agrarischer Seite das karakteristische Wort des früheren Reichskanzlers wiederholt: „Alle großen Städte müssen vom Erdboden vertilgt werden.“

Die „Frankf. Ztg.“ wirft die Frage auf:

Ist die Entwicklung großer, städtischer Mittelpunkte für das moderne Leben wirklich zu einer Gefahr für Kultur und Zivilisation geworden, oder birgt die Zunahme jener Zentren doch noch einen Fortschritt in sich, der nur von schädlichen, aber vorübergehenden Begleiterscheinungen befreit werden muß, um zum Heile der Menschheit auszuschlagen?

Unstreitig ist die Zusammenballung der Bevölkerung in den Großstädten von einer großen Anzahl steigender Uebelstände für die konzentrirten Menschenmassen begleitet. Die gesundheitlichen fallen am meisten auf und werden immer in erster Linie genannt. Luft und Licht und Raum sind dem Einzelnen in der Großstadt spärlicher zugemessen, als auf dem Lande. Darunter leidet das Wohnen und die körperliche Entwicklung überhaupt. Es giebt großstädtische Kinder, namentlich der unteren Klassen, die nie eine Wiese, nie einen Wald oder ein frisches Bächlein gesehen haben, die von den Thieren nur den Droschkengaul aus eigener Anschauung kennen, und selbst für die begüterten Klassen wird im Rayon der Großstadt das Athmen immer schwerer; die Lungen der Großstädte, die freien Plätze mit Gartenanlagen, schwinden dort, wo nicht eine vorsorgliche Hand besonders über ihnen wacht. Dazu verzehrt das gesteigerte Tempo des Geschäftsbetriebes in der Großstadt die Kräfte aller Derer, welche an ihm betheiligt sind, doppelt so rasch. Das Familienleben mit seiner erzieherischen Wirkung auf Gemüth und Moral der heranwachsenden Generation ist gestört durch die mannigfachen Einwirkungen des großstädtischen Lebens. Die Liste der „Uebel“ läßt sich sicher noch verdrei- und vervierfachen.

Hat das Bild aber wirklich nur solche Schattenseiten? Auf einem Kongreß der englischen Medical Association hat kürzlich der britische Gelehrte Haughton die Einseitigkeit solcher Schildereien drastisch gekennzeichnet. Gewiß, sagte er, es giebt Distrikte, wo die Sterblichkeit beträchtlich geringer ist, als in den Großstädten. Es sind dies die arkadischen Gegenden, wo Ackerbau getrieben wird und die Leute zerstreut auf dem Lande wohnen. Diese Leute athmen nicht ihren eigenen Athem in Theatern und Kirchen ein. Sie trinken kein unreines Wasser. Sie trinken und athmen kein Gift in Wirthshäusern. Ihre Geister werden nicht durch Leidenschaften und intellektuelle Arbeiten übermäßig angestrengt. Unter einer Million solcher Leute ereignen sich zehntausend Todesfälle weniger, als durchschnittlich stattfinden. Und doch zahlen sie wohl zu theuer für diese niedrige Sterblichkeit. Der Werth des Lebens hängt nicht nur von seiner Länge ab, sondern auch von der Anzahl und dem Werthe der Gedanken und Kulturantheile der Lebenden. Jene guten Leute leben nicht, sie vegetiren vielfach blos. Sie befinden sich in glücklicher Unkenntniß von allen geistigen Bewegungen; sie sind ein stumpfes Geschlecht. Es lohnt sich mehr, sein Leben unter lebhafteren Leuten zuzubringen und an den zehntausend überschüssigen Leichenschmäusen wenigstens stellenweise theilzunehmen. So der englische Arzt, in dessen drastischen Ausführungen ein guter Kern Wahrheit steckt.

Vielfach erklärt ja die intellektuelle Anziehungskraft der Großstadt allein die Thatsache, daß sich immer neue Arbeitskräfte, welche ein idyllisches, relativ sicheres Dasein auf dem isolirten Lande führen könnten, wie Mücken in das elektrische Lichtmeer der Großstadt stürzen, um dort zu einem großen Theile unterzugehen.

Die geistige und kulturelle Ueberlegenheit der Stadt gegenüber dem Lande macht immer stärker sich geltend.

Deshalb steht auch das Organ der Junker und Feudalen in seiner neuesten Jeremiade über die Entwicklung der Großstädte in Deutschland schließlich hülf- und rettungslos vor der vollendeten Thatsache, daß an jener Entwicklung nichts mehr zu ändern ist. Gewiß ist an ihr nichts zu ändern, insofern sie das sieghafte Vorwärtsdringen von Kultur und Bildung bedeutet. Aber das ungeheure Wachsthum der Großstädte ist für den Weiterblickenden doch auch nur eine Etappe auf dem Riesenwege menschlichen Fortschritts, keine ewige, dauernde Erscheinung. Ungezählte Bevölkerungsmassen werden noch der magnetisch anziehenden Wirkung der Großstädte unterliegen und im Wirbel der Verkehrsmittelpunkte Alles, Freud' und Leid, in reichlichem Maße auskosten, was die rasende Jagd nach dem Glücke dort bringt. Aber es will uns bedünken, als käme auch bereits eine gewisse zentrifugale Tendenz in der Entwicklung des modernen Wirthschaftslebens zur Geltung. Gewisse innere Viertel unserer Großstädte sind schon so vollgefogen, daß sie kaum mehr einen Zuwachs an Bevölkerung aufnehmen können. Das Weichbild ist es überall, welches den Zufluß aufnimmt und besser vertheilt und angliedert, als es früher geschah. Und deutlich macht sich auch schon eine gewisse Scheidung zwischen solchen Thätigkeiten geltend, die sich vorwiegend in Großstädten konzentriren, und solchen, die dies nicht mehr nöthig haben. Während Handel und Verkehr noch immer ihren bevorzugten Mittelpunkt in den städtischen Zentren finden, geht die Produktion sehr vielfach schon wieder auf das flache, wenn auch nicht auf das entlegenste Land. Die hohen Preise von Grund und Boden in den Städten, sowie die billigeren Arbeitslöhne auf dem Lande mögen hier bestimmend mitwirken. Unverkennbar ist aber auch, daß unsere ganze technische Entwicklung, und diese ist doch wohl der Hauptfaktor, in jener Richtung wirkt.

Hier liegt eine hochwichtige Aufgabe für die Eisenbahnreform, deren Dringlichkeit nicht zum mindesten in der Vorahnung dieser Dinge mitbegründet ist. Seitdem das Telephon die Verständigung zwischen den entferntesten Orten so leicht und bequem macht, ist ein weiterer Grund für die Anhäufung der Produktionsstätten in den Großstädten weggefallen. Nur hängt auch hier noch ein fiskalisches Bleigewicht an dem Verkehrsmittel der Zukunft, sicher aber nicht für immer. Hat dann noch die Elektrizität ihren sieghaften Einzug auf das Gebiet der Kraftmaschinen gehalten und Bachläufe wie Wasserfälle auf dem Lande zu den werthvollsten Kraftquellen gemacht, so ist die rationelle Vertheilung der Produktion auf das Land von selbst gegeben.

Ueberall erblickt das Auge jetzt schon Anfangsspuren dieser Entwicklung; sie ist eben keine künstlich konstruirte, sondern eine aus der technischen Vervollkommnung mit Naturnothwendigkeit folgende. Beschleunigt wird sie durch die Uebelstände, welche die großstädtische Entwicklung gegenwärtig mit sich bringt. Noth macht eben erfinderisch. Das ist das alte, ewige Gesetz, daß die schlimme Gegenwart die bessere Zukunft mit heranreifen hilft. Und diese Zukunft muß sich ausgestalten zur sozialistischen Produktionsordnung. Diese erst wird den vollen Ausgleich zwischen Stadt und Land zu Stande bringen.

Partikularistische Liebenswürdigkeiten gegen das Hohenzollern- und Preußenthum. — In Meklenburg giebt es, wie in Hannover und Kurhessen, eine partikularistische Partei, die sich nicht daran gewöhnen kann, die preußische Oberherrschaft in Deutschland als ein „Glück“ zu betrachten. Neulich hat man in Preußen das „Jubiläum der Thronbesteigung des großen Kurfürsten“ gefeiert. Wir haben es nicht der Mühe werth erachtet, von diesem Ereigniß Notiz zu nehmen. Die partikularistische Presse hat sich den Anlaß nicht entgehen lassen, über das preußische Deutschthum etliche, zum Theil recht zutreffende Sarkasmen zu ergießen. So schreibt die Zeitung „Der Meklenburger“ u. A. Folgendes: „Die Ausdauer der borussifizirten Deutschen im Feiern „nationaler“ Feste verdient aufrichtige Bewunderung. Kaum waren die Ueberschwänglichkeiten der Moltkefeier überstanden und glücklich die erhebenden Kommerse von Kuhschnappel und Schilda in den Spalten der Tagesblätter für die Nachwelt registrirt, da wurde der nationale Heerbann schon wieder zu einer Selbstbeweihräucherung des preußischen Deutschthums aufgeboten.“ — — „Der Kurfürst“, heißt es weiter, „gilt als der eigentliche Gründer des preußischen Staats und somit auch des preußisch-deutschen Reichs, folglich hat der Tag seiner Thronbesteigung in hervorragender Weise Anspruch darauf, von der uniformirten und nichtuniformirten Leibgarde des Hohenzollernthums, sowie dessen sonstigen Schleppenträgern in obligater Weise festlich begangen zu werden.“ — — „Das Dogma lautet: Brandenburg-Preußen hat stets die beste und die einzige nationalgesinnte Regierung gehabt. Erst wenn die eigens zur Erhärtung der Wahrheit dieses Dogmas aufgebotene Historik auf dem Gebiete der unfreiwilligen Komik ihr Meisterstück geliefert, wird sie vor dem allseitigen Hohngelächter die Flagge streichen müssen.“ — — „Meklenburg hat von Hohenzollern-Königen eine so fluchwürdige Behandlung erfahren, ist von ihnen auf so schamlose, brutale Weise mißhandelt, geknechtet, ausgesogen, daß wir Meklenburger die Letzten sein sollten, die im Troß der Treitschke'schen und verwandten Geschichtsschreibung laufen. Gegen das preußischerseits — nachdem man dort über Nacht dem partikularistischen Egoismus die Maske nationaler Politik vorgebunden — mit liebenswürdiger Unverfrorenheit gestellte Ansinnen, uns mit dem übrigen Deutschland vor den Triumphwagen des Hohenzollernthums zu spannen, haben wir nicht blos vom Standpunkt unserer deutschen Gesinnung zu protestiren. Wenn die nationale Pflicht zur Dankbarkeit gegen den „großen“ Kurfürsten damit begründet wird, daß derselbe den Grund zu jenem preußischen Staate gelegt habe, welcher sich in unseren Tagen stark genug erwies, Oesterreich aus dem deutschen Bunde hinauszuwerfen und, über das gebrochene Recht verbündeter Bruderstämme hinwegschreitend, das übrig gebliebene Rumpfdeutschland zu dem jetzigen Deutschen Reiche zu vereinigen, so mögen Diejenigen immerhin ihrer Pflicht genügen, welche in dem Deutschen Reiche von Preußens Gnaden und Bismarcks Mache ihr Ideal verkörpert sehen.“

Die sogenannte „patriotische“ Presse sucht ihren Grimm über diese partikularistischen Hiebe zu verbergen, indem sie dieselben als „Aeußerungen ohnmächtiger Wuth“ hinzustellen versucht.

Zur Pflege des „großen Vaterlandsgedankens“. In unserem Leitartikel „Unterricht in nationaler Geschichte“ zeigten wir an einigen Grundzügen, wie dieser Unterricht, wenn er der historischen Wahrheit die Ehre geben wolle, beschaffen sein müsse. Die Sünden der Herrschenden am Volke aufzudecken, darauf kommt's hauptsächlich mit an. Es ist ein schlimmer Unfug, Unterricht in nationaler Geschichte darin zu sehen, daß man Dynastieen vergöttert, die Großen und Mächtigen beweihräuchert. Als sehr beachtenswerth dürfen wir die Thatsache mittheilen, daß selbst ein konservatives Organ, das „Deutsche Tageblatt“, ähnliche Gedanken äußert. Es schreibt:

„Auch die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte, so unbedingt wir ihrer sorgfältigeren Pflege das Wort reden, bietet kaum einen vollen Ersatz. Die Geschichtsschreibung muß vor Allem wahr sein; lediglich eine Serie von Lichtbildern, einen panegyrischen Strom aus ihr herauszuziehen, wäre zudem ein nutzloses Beginnen: denn für wenige Mark kauft sich Jedermann die objektive und lückenlose Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands. So bleiben zwar die glänzenden Gestalten einzelner deutscher Kaiser und die ruhmreichen Thaten unserer Hohenzollernfürsten, an denen sich die patriotische Denkart aufrichten und befestigen kann; aber dazwischen liegen tiefe Schatten und Seiten, bei deren Lektüre das **deutsche Herz von Scham und Zorn fast zerdrückt wird.“** —

Wenn so ein konservatives Blatt der Wahrheit halb und halb entgegenkommt, so ist damit wohl zugegeben, daß der jetzt — zumal in den Volksschulen — übliche „nationale Geschichtsunterricht“ unter aller Kritik schlecht ist. Auch viele der Thaten der Hohenzollernfürsten können als „ruhmreiche“ vor der historischen Wahrheit nicht bestehen. Z. B. der Versuch des rohen „Soldatenkönigs“, seinen eigenen Sohn, den nachmaligen Friedrich den Großen, zu erdrosseln.

Von einer recht bedenklichen Wirkung der Kaiserrede, betr. das Schulwesen, wird der „Frkf. Zeitung“ vom Rhein folgender drastische Beweis mitgetheilt:

„In der Quinta eines rheinischen Realgymnasiums machte der Lehrer des Französischen in Anbetracht der bevorstehenden Weihnachtszensuren die Knaben auf die Wichtigkeit des Französischen als Lehrfach aufmerksam. Ob das pädagogisch grade richtig war, ist fraglich, thut aber auch nichts zur Sache. Er merkte sofort bei der jungen Gesellschaft eine fieberhafte Aufregung, die ihn zu der Frage veranlaßte: Nun, was ist denn los? Als Antwort erhielt er die Gegenfrage eines Quintaners: Ist es wahr, daß unsere Schule Oberrealschule wird, und daß wir von Ostern ab kein Latein mehr haben? Der Lehrer, der vielleicht gut daran gethan hätte, die ganze Sache zu übergehen und die Bewegung der Klasse zu unterdrücken, fragte den Knaben: Wo hast Du das denn gehört? Antwort: „Das hat in der Zeitung gestanden, mein Vater hat's uns vorgelesen.“ Der Lehrer wendet sich zu der Klasse: Habt Ihr denn auch darüber in der Zeitung gelesen? Antwort: „Gewiß und noch viel mehr.“ Der Lehrer fragt zunächst den Primus, der auch gleich bei der Hand ist mit dem Ausspruch: „Die Realgymnasien geben nur eine Halbbildung und sind überhaupt abzuschaffen.“ So fragt nun der Lehrer allmälig den Inhalt der ganzen Kaiserrede aus den 11- und 12jährigen Bürschchen heraus und schließlich meldet sich noch ein Schüler, einer der schwächsten in der Klasse, der aber in der Prima einen Bruder sitzen hat, um auch seine Bemerkung zu machen. Er wird aufgerufen und aus seinem Munde schallt es dem Herrn Lehrer entgegen: „Und der Kaiser hat auch gesagt, daß die Lehrer selbst noch nicht erzogen wären.“ Stürmisches Gelächter der Quintanerschaar! Der Lehrer lenkte natürlich nach diesem kleinen Intermezzo wieder in den Unterricht ein, aber vergessen konnte er es doch nicht, und kam zu dem Entschluß, die Sache bekannt zu machen. Vielleicht ist es noch manchem Kollegen im weiten Vaterlande ähnlich gegangen, der sich nun trösten kann, daß er nicht allein steht.“ —

Einem plumpen Schwindel begegnen wir in folgender Korrespondenz der „Köln. Ztg.“ aus dem Fürstenthum Lippe:

„Unsere Ziegler, die im Frühjahr, wenn die Zugvögel kommen, uns verlassen, sind bislang trotz ihrer harten Arbeit den sozialdemokratischen Bestrebungen im Großen und Ganzen durchaus unzugänglich geblieben. Dies zeigte sich auch jetzt wieder bei ihrem Vorgehen zur Gründung eines Lippe'schen Zieglerbundes, der eine Reihe von Verbesserungen in den Arbeitsbedingungen erstrebt: Die Einführung vierzehnstündiger Arbeitszeit, welche jetzt im Hochsommer oft 17—18 Stunden beträgt, Beseitigung der Akkordarbeit, Einrichtung einer Stellenvermittlung ꝛc. Es wurde nämlich sowohl in dem Einladungsschreiben wie in den Verhandlungen selbst ausdrücklich betont, daß der Verein in keiner Weise in den Dienst einer politischen Partei gestellt werden solle; die Mitglieder sollten sich verpflichten, sich weder der Sozialdemokratie anzuschließen, noch ihr Vorschub zu leisten, auch keine Wirthschaften zu besuchen, in denen sozialdemokratische Versammlungen abgehalten werden, während die Meister sich verpflichten sollen, auf den Arbeitsstätten keine sozialistischen Zeitschriften zu dulden. Dieser wohl nicht häufige Fall, daß eine ganze Klasse von Handarbeitern geschlossen gegen die sozialdemokratischen Wühlereien Front macht, verdient besondere Erwähnung, zumal der herkömmliche Geist treuen Zusammenhaltens unter unsern Zieglern auch die thatsächliche Verfolgung dieser Absichten verbürgt.“

Längst besteht eine gewerkschaftliche Organisation der Ziegler und zwar durchaus auf dem Boden der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Dieser Organisation möchten im Lippe'schen gerne die Unternehmer und ihre Verbündeten eine andere entgegenstellen. Etliche „brave“ Arbeiter sind für derartige Manöver gegen Schmeicheleien und Schönthuereien, vielleicht auch gegen einige „greifbare Vortheile“ ja immer zu haben. Und die „gutgesinnte“ kapitalistische Presse lügt dann in die Welt hinein, „eine ganze Klasse“ von Handarbeitern habe „gegen die sozialdemokratischen Wühlereien Front gemacht“. Die Statuten des sogenannten „Lippe'schen Zieglerbundes“ sind von den Unternehmern entworfen. Kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß die mitgetheilten anti-sozialdemokratischen Bestimmungen eine praktische Bedeutung haben für die Ziegler, die im Frühjahr sich über das ganze Reich zerstreuen.

Thatsächlich ist denn auch die Zieglerversammlung, in welcher am Sonntag der Humbug in die Praxis übersetzt werden sollte, gegen die antisozialdemokratischen „Gründer“ ausgefallen. Bedauerad bemerkt der „Hann. Courier“, daß die Versammlung ungünstig verlaufen sei, d. h. der Hauptmacher, Ziegelmeister Hieker, wurde von dem sozialdemokratischen Ziegelarbeiter Deppe aus Langenfelde elegant auf den Sand gesetzt, worauf die Anhänger der Sozialistentödter den heillosesten Radau machten, so daß die Versammlung geschlossen werden mußte. Ziegelmeister Hieker soll eine seine staatsrettende Thätigkeit noch nicht aufgeben wollen; zu einer zweiten Versammlung will er sich Sukkurs aus benachbarten westfälischen Orten holen.

Eine „rechts- und gesetzeskundige“ Polizei. Daß es noch immer Polizeiorgane giebt, denen das Erlöschen des Sozialistengesetzes unbekannt geblieben ist und die glauben, dieses Gesetz noch handhaben zu können, erscheint unglaublich. Aber man ist in Deutschland ja an so manches „Unglaubliche“ gewöhnt, daß folgende Thatsache kaum überraschen kann:

In Glatz (Schlesien) wurde bei einem Barbier durch den Polizeikommissar Hanke und den Polizeisergeanten Werner eine Haussuchung abgehalten, weil bei Jenem nach eingegangener Anzeige eine Sendung „verbotener Schriften“ eingetroffen sei. Die Beamten beschlagnahmten mehrere Nummern sozialdemokratischer Zeitungen und das 2. und 3. Heft von Zimmermanns „Deutscher Bauernkrieg“.

Halle, 16. Dezember. Sechs Mann stark erschien gestern Abend in der Druckerei des hiesigen sozialdemokratischen „Volksblatt für Halle und den Saalkreis“ die Geheimpolizei unter Führung des Kriminalkommissars Grosse, um die gestrige Nummer wegen des Leitartikels zu beschlagnahmen. Ueber den Verlauf dieses Vorhabens berichtet das Blatt selbst heute:

„Da die Abonnenten sämmtlich befriedigt waren, wurden im Ganzen nur 110 Exemplare vorgefunden. Auf die Frage nach dem Manuskript verwies der Redaktör einfach auf die am Fuße des Artikels angegebene Quelle. (Der Artikel ist einem Bruderorgan entlehnt worden, von der betreffenden Staatsanwaltschaft aber unbeanstandet geblieben.) Der Hinweis auf die Quelle genügte aber dem Herrn Kommissar nicht, er verlangte das Manuskript. Als wir entgegneten, daß wir doch nicht ohne Grund ein anderes Blatt als Quelle angeben würden, meinte der Kommissar, es würde so manches gemacht, was man nicht dürfe! — Im Setzersaale verursachte die Zerstörung des Satzes des betreffenden Artikels allgemeines Kopfzerbrechen. Da keiner von den Setzern mehr zur Stelle war, machte sich einer der Beamten trotz des Protestes des Druckereileiters daran, den Satz auseinander zu nehmen, was jedoch nicht gelang. Schließlich wurde der Satz, um zu vermeiden, daß, wie es geplant war, die ganze vierseitige Form mit nach dem Polizeiamt zu schaffen, von dem Druckereileiter zusammengeworfen, der technische Ausdruck lautet: zu Zwiebelfischen gemacht. Bemerkenswerth ist, daß hierbei der Herr Kommissar, als der Leiter der Druckerei auf die eventuellen Folgen und Schadenersatz aufmerksam machte, äußerte, daß, da derartige Fälle wahrscheinlich öfter vorkommen würden, man doch einmal einen Anfang machen müsse. — Nun, wir bezweifeln durchaus nicht, daß derartige Fälle noch öfter vorkommen werden, aber — giebt es denn nicht noch Richter in Deutschland?“

Militär und katholische Gesellenvereine. In Bautzen wurde über ein Gasthaus, welches den Arbeitern zu Versammlungen zur Verfügung steht, die Militärsperre verhängt. Sofort verbot auch der Vorstand des katholischen Gesellenvereins den Gesellen den Besuch des „Goldenen Ankers“, so heißt das Gasthaus. So kämpft der Ultramontane für „Wahrheit, Freiheit und Recht“! So führt er Arm in Arm mit Sankt Militaria den „geistigen“ Kampf gegen die Sozialdemokratie.